

„... und im Inneren empfängt einen der Orient.“ Cəmil Ağazadə und seine Orientrestaurants im Berlin der Zwischenkriegszeit.

Johannes Schnelle

Humboldt-Universität zu Berlin, <https://doi.org/10.18452/21959>

Diese Arbeit wurde ursprünglich im Rahmen eines Masterstudiums als Seminararbeit im Masterseminar „Themen der Zentralasien-Forschung / Debatten der Zentralasien-Forschung. Kaukasien“ eingereicht.

Inhalt

Einleitung.....	6
1. Die geheimnisvolle Vergangenheit des Cəmil Ağazadə (1892–1926)	8
2. Kurze Geschichte zweier Restaurants. Das „Azerbajdžan“ und das „Schark“ (1926–1928)	12
3.1. Zwischen Weimar und Nationalsozialismus. Das „Orient“, die „Djamil-Bar“ und der große Erfolg (1929–1938)	15
3.2. Ağazadə im Fadenkreuz der Geheimen Staatspolizei (1938–1939)	23
3.3. Exkurs: Josef „Ontschik“ Kimelmann und der Klang des „Orient“	26
4. Nachkriegszeit. Schließung des „Orient“ und Ağazadəs Tod (1945–1953).....	29
Schluss	30
Quellen- und Literaturverzeichnis	31

Einleitung

Im Berlin der Zwischenkriegszeit hielten sich schätzungsweise 1800 bis 3000 Muslime aus über 40 Ländern auf,¹ darunter Araber, Afghanen, Inder, Perser, Türken und auch eine kleine Anzahl

1 David Motadel, Islamische Bürgerlichkeit. Das soziokulturelle Milieu der muslimischen Minderheit in Berlin 1918–1939, in: José Brunner/Shai Lavi (Hrsg.), Juden und Muslime in Deutschland. Recht, Religion, Identität, Göttingen 2009, S. 103–121, hier S. 104.

Aserbaidshaner.² Schwerpunktmäßig wohnten sie in der Gegend um den Kurfürstendamm, der Vergnügungsmeile des Berliner Westens. Hier entstand ein Geflecht aus politischen und religiösen Vereinen, Studentenvereinigungen, Firmen, Cafés und Restaurants, das Gerdien Jonker treffend als „Little Orient“³ beschrieben hat.

Die Geschichtswissenschaft hat sich bis heute vor allem für die religiösen und politischen Dimensionen des muslimischen Berlins jener Zeit interessiert.⁴ Paradigmatisch für diesen Ansatz steht der Titel eines Aufsatzes von Gerhard Höpp, der sich als erster intensiv mit der islamischen Geschichte Berlins und Brandenburgs befasst hat: „Zwischen Moschee und Demonstration“.⁵ Die Geschichte der Lokale und Unternehmen aber, die Teil der alltäglichen Lebenswelt des „Little Orient“ waren, in der Religion und Politik keine vordergründige Rolle spielten, ist darüber weitestgehend unerforscht geblieben. Dabei lassen sich gerade über eine Beschäftigung mit diesem Aspekt interessante Rückschlüsse über die Kontexte ziehen, in denen sich muslimisches Leben im Berlin der Zwischenkriegszeit abspielte.

Die vorliegende Arbeit soll das nicht in umfassender Form tun, sondern lediglich ein Schlaglicht auf das alltägliche „Little Orient“ werfen. Sie ist dem rätselhaften Leben und den Restaurants des in Transkaukasien oder der iranischen Provinz Aserbaidshans geborenen Cämil Ağazadə gewidmet. Seine Identität war Anfang der 30er Jahre im orientalischen Berlin ähnlich umstritten wie die des Schriftstellers Essad Bey.⁶ Sein 1929 gegründetes Restaurant „Orient“ avancierte in kurzer Zeit zum wohl populärsten orientalischen Restaurant Berlins der Zwischenkriegszeit. Wer war dieser Ağazadə? Was ist die Geschichte seiner Restaurants? Welchen Orient gab es hier? Welche Aus-

-
- 2 Die 1920 in Berlin gegründete „Aserbaidshansische Kolonie“ hatte anfänglich 150 Mitglieder, die vermutlich alle aus Kaukasien stammten, siehe Hilal Munsch, Wer ist der Verfasser des Buches „Oel und Blut im Orient“? Eine unglaubliche Mystifikation, in: Berliner Tribüne, 1. Februar 1930. Bis Ende der 20er Jahre fiel ihre Zahl wahrscheinlich in den zweistelligen Bereich. Für die Zwischenkriegszeit ist auch die Anwesenheit von iranischen Aserbaidshanern in der deutschen Hauptstadt bezeugt, genaue Zahlen fehlen aber.
 - 3 Gerdien Jonker, *The Ahmadiyya Quest for Religious Progress. Missionizing Europe 1900–1965*, Leiden/Boston 2016, S. 87.
 - 4 Hier seien nur einige Arbeiten der mittlerweile recht umfangreichen Forschung genannt: Ernst Bauknecht, *Muslime in Deutschland von 1920 bis 1945*, Köln 2001. Gerhard Höpp, *Zwischen Moschee und Demonstration. Muslime in Berlin, 1922–1930*, in: *Moslemische Revue* 3 (1990), S. 135–146 und 4 (1991), S. 230–238; ders., *Arabische und islamische Periodika in Berlin und Brandenburg. 1915 bis 1945. Geschichtlicher Abriss und Bibliographie*, Berlin 1994; ders., *Die Wünsdorfer Moschee: Eine Episode islamischen Lebens in Deutschland, 1915–1930*, in: *Die Welt des Islams* Bd. 36, H. 2 (1996), S. 204–218; Jonker, *The Ahmadiyya Quest for Religious Progress*; Motadel, *Islamische Bürgerlichkeit*.
 - 5 Höpp, *Zwischen Moschee und Demonstration*.
 - 6 Zur Biographie Essad Beys vgl. Gerhard Höpp, Mohammed Essad Bey. Orient nur für Europäer?, in: *Asien afrika lateinamerika* Bd. 25 Nr. 1 (1997), S. 75–97; Tom Reiss, *The Orientalist. In Search of a Man Caught between the East and the West*, London 2006; Sebastian Januszewski, *Essad Bey in Berlin (1921–1933)*, Berlin 2017.

wirkung hatte die Machtübernahme der Nationalsozialisten? Und was können uns sein Leben und seine Restaurants über die Lebenswelt der Berliner Muslime jener Zeit verraten?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, sind sowohl Aktenbestände verschiedener in Berlin und Brandenburg angesiedelter Archive,⁷ als auch eine Reihe von zeitgenössischen Zeitungen und Zeitschriften ausgewertet worden. Für die freundliche Unterstützung bei der Recherche sei an dieser Stelle Martin Luchterhandt und Bianca Welzing-Bräutigam vom Landesarchiv Berlin und Frank Schmidt vom Brandenburgischen Landeshauptarchiv gedankt. Ein besonderer Dank geht an Salavat Ischakov, der – wenn auch erfolglos – in Moskau versuchte, Licht in die dunkle Vergangenheit Ağazadəs zu bringen.

Zuletzt noch einige technische Anmerkungen: aserbajdschanische Namen werden im Text im modernen aserbajdschanischen Lateinalphabet wiedergegeben, russische, so sie nicht in eingedeutschter Form gebräuchlich waren, nach DIN transliteriert. Da die iranische Botschaft bis Mitte der 30er-Jahre die Bezeichnung „persische Gesandtschaft“ trug, findet diese Bezeichnung entsprechend Verwendung.

1. Die geheimnisvolle Vergangenheit des Cəmil Ağazadə (1892–1926)

Wer war Cəmil Ağazadə, der Besitzer des Charlottenburger „Orient“-Restaurants, wirklich? Was war seine Geschichte? Über diese Fragen kursierten zu Beginn der 30er Jahre in den orientalischen Emigrantenkreisen Berlins wilde Gerüchte. Die Wochenzeitung *Berliner Tribüne* griff diese auf und brachte sie in ihrer Ausgabe vom 29. März 1932 unter der Überschrift „Orientalisches Tscheka-Rätsel via U-Bahn Uhlandstraße“ auch einem deutschen Lesepublikum zur Kenntnis.⁸ Ağazadə wurde hier vorgeworfen, unlautere Beziehungen sowohl zum sowjetischen Geheimdienst als auch zur persischen Gesandtschaft zu unterhalten. Damit verbunden war die Behauptung, er habe seinen tatsächlichen Lebenslauf verschleiert, über den man in der Redaktion der *Berliner Tribüne* sehr gut Bescheid zu wissen schien. So sei Ağazadə im Gegensatz zu seinen eigenen Angaben gar „kein Perser“, auch wenn „er sich im Besitze eines persischen Passes und angeblich auch der persischen Staatsangehörigkeit“⁹ befinde. Er stamme vielmehr „aus einer kleinen russischen Provinzstadt im

7 Nämlich (in alphabetischer Reihenfolge): Bauamt Charlottenburg-Wilmersdorf, Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam, Bundesarchiv Berlin, Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (LABO) Berlin, Landesarchiv Berlin.

8 Orientalisches Tscheka-Rätsel via U-Bahn Uhlandstraße, in: *Berliner Tribüne*, 29. März 1932.

9 Ebd.

südöstlichen Winkel Transkaukasiens.“¹⁰ Nachdem er sich dort in verschiedenen Berufen betätigt habe, sei er im Zuge der Oktoberrevolution nach Moskau gelangt und habe dort ein orientalisches Restaurant eröffnet, das vor allem kommunistische Politiker aus den muslimischen Sowjetrepubliken frequentiert hätten. Vermutlich habe er schon zu diesem Zeitpunkt im Dienste der Tscheka gestanden. Immerhin sei das unter Restaurantbesitzern wie Ağazadə damals so üblich gewesen. Erst in Moskau habe er sich einen persischen Pass beschafft – und das, ohne jemals selbst in dem Land gewesen zu sein. Dies, zusammen mit dem Umstand, dass er nach einem gescheiterten Restaurantprojekt in Berlin als Koch in der sowjetischen Handelsvertretung gearbeitet und sich schon nach einigen Monaten im Besitz „erheblicher Geldmittel“¹¹ befunden habe, die ihm die Eröffnung seines jetzigen Restaurants erlaubten, hätte den Verdacht der orientalischen Emigranten erregt. Ağazadəs „Orient“-Restaurant, so schloss der Artikel, gehöre jedenfalls „zu den mysteriösesten und aufklärungsbedürftigsten Kapiteln des westlichen Berliner Vergnügungslebens!“¹²

Schon in der folgenden Ausgabe wurde dem Beschuldigten Platz für eine umfangreiche Replik eingeräumt und das „Tscheka-Rätsel“ gleich in der Überschrift für gelöst erklärt.¹³ Ağazadə bestätigte hier einige Angaben zu seiner Biographie aus dem Artikel der Vorwoche, beteuerte aber, „von Geburt aus Perser“¹⁴ zu sein und nie die russische Staatsbürgerschaft besessen zu haben. Zwar habe er bis 1926 tatsächlich ein orientalisches Lokal in Moskau betrieben und auch 10 Monate als Küchenchef in der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin gearbeitet, das Geld für sein „Orient“-Restaurant sei aber von einem deutschen Geldgeber gekommen. Jegliche Verbindung zur Tscheka oder sonstige politische Betätigung stritt er ab.

Wahrscheinlich war an dem Vorwurf, Ağazadə stehe mit dem sowjetischen Geheimdienst im Bunde, auch tatsächlich wenig dran. Konkrete Hinweise für eine Zusammenarbeit schienen jedenfalls nicht vorzuliegen. Auch der verantwortliche Redakteur der *Berliner Tribüne* sprach im Anschluss an die Gegenrede Ağazadəs nur noch von „Gerüchten und Vermutungen“, die „in gewissen orientalischen Kreisen Berlins“ umgingen und jetzt eine „einwandfreie Aufklärung“ erfahren hätten.¹⁵ Die Angst vor der unsichtbaren Hand Moskaus war zu Beginn der 30er-Jahre gerade unter den anti-bolschewistisch eingestellten Emigranten aus der Sowjetunion allgegenwärtig.¹⁶ Erfolgreiche und mitunter tödliche Operationen des sowjetischen Auslandsgeheimdienstes in der europäi-

10 Orientalisches Tscheka-Rätsel via U-Bahn Uhlandstraße, in: Berliner Tribüne, 29. März 1932.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Das gelöste „Tscheka“-Rätsel via Bahnhof Uhlandstraße, in: Berliner Tribüne, 5. April 1932.

14 Ebd.

15 Alle Zitate ebd.

16 Literarische Bearbeitung fand das Motiv permanenter Angst vor sowjetischen Spionen innerhalb der russischen Emigration Berlins im Thriller Petersburg am Wittenbergplatz von 1931, vgl. R. G Batalin, Petersburg am Wittenbergplatz, Detmold 1931.

schen Emigration und die sensationellen Enthüllungen über dessen Organisation und Netzwerke durch den 1930 nach Paris geflohenen Top-Agenten Agabekov hatten mit dazu beigetragen, das Bedrohungsgefühl unter ihnen auf einen Höhepunkt zu bringen und ein Klima permanenten Misstrauens zu erzeugen.¹⁷ So genügten oft schon kleinere Verdachtsmomente als Anlass für Denunziationen, wie sie Ağazadə hier erfuhr. Was aber ist mit der Frage nach seiner Herkunft? Die *Berliner Tribüne* sah ihre biographische Skizze merkwürdigerweise durch Ağazadəs Stellungnahme „im wesentlichen“¹⁸ bestätigt, obwohl er doch auch hier widersprochen hatte.

Eine Aufenthaltsanzeige vom Ende der dreißiger Jahre, die sich in den Unterlagen der Potsdamer Staatspolizeistelle erhalten hat, untermauert seine Erzählung, offenbart aber auch eine Verbindung nach Kaukasien.¹⁹ Dem Dokument zufolge war Ağazadə tatsächlich im Iran geboren, nämlich am 12. Januar 1892 in Täbris, dem urbanen Zentrum der im Norden des Landes lebenden Aserbajdschaner. Europäische Reisende des 19. Jahrhunderts waren überrascht, auf den Straßen und Basaren einer der bedeutendsten iranischen Städte ausschließlich Aserbajdschanisch – von ihnen als „Turki“ oder „Türkisch“ bezeichnet – zu hören und kaum einen Perser innerhalb der Stadtmauern zu finden.²⁰ Laut Aufenthaltsanzeige hatte Ağazadə anschließend in der Türkei und dann in Kaukasien gelebt, bevor er zum Jahresende 1926 in Berlin eintraf. Als seine Heimatgemeinde ist hier nicht etwa Täbris vermerkt, sondern die beiden in Karabach gelegenen Städte Schuscha und Tərtər. Auch zu seiner beruflichen Biographie findet sich eine Angabe: vor seiner Karriere als Schankwirt sei er Gutsbesitzer gewesen.

Nimmt man Täbris als Geburtsort an, so ist davon auszugehen, dass er zur aserbajdschanischen Bevölkerung der Stadt gehörte. Der Umstand, dass Ağazadə sich in den 30er Jahren öffentlich als Perser bezeichnete, steht dazu nur auf den ersten Blick im Widerspruch. Einmal deshalb, weil der Bezeichnung „Perser“ und dem davon abgeleiteten Adjektiv „persisch“ im deutschen Sprachgebrauch der Zeit nicht nur eine ethnische, sondern vor allem eine politische Bedeutung zukam. Bis der iranische Schah Reza Pahlavi 1935 die persischsprachige Eigenbezeichnung „Iran“ auf inter-

17 Der 1896 in Aşgabat geborene Georgij Agabekov hatte vor seiner Desertion hohe Posten im sowjetischen Auslandsgeheimdienst OGPU bekleidet. Seine zwei zu Beginn der 30er Jahre in Berlin auf Russisch veröffentlichten Enthüllungsbücher schreckten nicht nur die Emigranten, sondern auch eine Reihe von Regierungen auf, die daraufhin in ihren Ländern einen Teil der sowjetischen Spionagenetzwerke ausheben konnten, vgl. G. S. Agabekov, *Č. K. za rabotoj*, Berlin 1931, S. 5.

18 Das gelöste „Tscheke“-Rätsel via Bahnhof Uhlandstraße.

19 Brandenburgisches Landeshauptarchiv (fortan BLHA) Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A, Agasade, Djamil, Ausländerformblatt.

20 Vgl. z. B. den Reisebericht der britischen Diplomategattin Mary Sheil aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und den des ebenfalls britischen Journalisten Walter Harris vom Ende des 19. Jahrhunderts: Mary L. Sheil, *Glimpses of Life and Manners in Persia with Notes on Russia*, Koords, Toorkomans, Nestorians, Khiva and Persia, London 1856, S. 93; Walter B. Harris, *From Batum to Baghdad via Tiflis, Tabriz, and Persian Kurdistan*, Edinburgh 1896, S. 98.

nationaler Ebene einführte, war „Persien“ der offiziell gebräuchliche Landesname. Und Perser war somit, wer sich im Besitz eines entsprechenden Passes befand, ungeachtet ethnischer Zusammenhänge. Hinzu kommt, dass eine distinktive Identität unter den Aserbajdschanern Irans noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts kaum eine Rolle spielte. So war es unter iranisch-aserbajdschanischen Intellektuellen der Zeit durchaus üblich, sich mit ihrem Heimatland zu identifizieren, ja es gab unter ihnen nicht wenige, die sogar aktiv für eine Persifizierung der Aserbajdschaner und anderer ethnischer Minderheiten des Landes eintraten.²¹ Das war ganz im Sinne der assimilatorischen Nationalitätenpolitik Reza Pahlavis, die ab den 20er Jahren auf die Konsolidierung eines iranischen Staatsnationalismus im Sinne einer spezifisch persischen Identität hinarbeitete.²² Vor diesem Hintergrund hätte sich ein abweichendes Identitätsbekenntnis Ağazadə möglicherweise auch nachteilig auf seine exzellenten Beziehungen zur persischen Gesandtschaft in Berlin ausgewirkt.

Letzte Zweifel an der offiziellen Version zur Herkunft Ağazadə lassen sich nicht ausräumen. Immerhin unterhielt die *Berliner Tribüne* exzellente Kontakte zu orientalischen Emigranten in Berlin – darunter auch der führende Vertreter der *Aserbajdschanischen Kolonie* Hilal Münşi –, und diese konnten aus guten Gründen zum Schluss gekommen sein, dass dessen Geschichte nicht stimmte. Sei es, weil sie ihn von früher kannten, sei es, weil er anhand bestimmter Auffälligkeiten wie zum Beispiel seinem Dialekt einer bestimmten Gegend oder Bevölkerungsgruppe zugeordnet werden konnte. Der ursprüngliche Artikel schien auf konkreten und detaillierten Angaben zu beruhen, die sich schon deshalb nicht so leicht von der Hand weisen lassen, weil sie von Ağazadə selbst zumindest teilweise bestätigt wurden. Im Berlin der Zeit lassen sich jedenfalls auch andere kaukasische Aserbajdschaner nachweisen, die sich nach dem Sturz der kurzlebigen Aserbajdschanischen Republik (1918–1920) durch die Bolschewiki und der anschließenden Sowjetisierung Aserbajdschans einen iranischen Pass besorgt hatten.²³

Keine Zweifel bestehen aber darüber, dass Ağazadə vor seiner Ankunft in Berlin tatsächlich wenigstens einen Teil seines Lebens in Transkaukasien verbracht und bereits in Moskau ein orientalisches Restaurant betrieben hatte. Erfahrungen, die für seine orientalischen Restaurants in Berlin eine zentrale Rolle spielen sollten.

21 Vgl. Brenda Shaffer, *Borders and Brethren. Iran and the Challenge of Azerbaijani Identity*, 2002 Cambridge (Massachusetts), S. 39–43 und 50–53.

22 Ebd., S. 47–49.

23 Das betraf z. B. den Unternehmer Xudadat bəy Hacıhəsənski, mit dem Ağazadə in Berlin eng zusammenarbeitete (vgl. hierzu folgendes Kapitel).

2. Kurze Geschichte zweier Restaurants. Das „Azerbajdžan“²⁴ und das „Schark“ (1926–1928)

Warum Ağazadə sein Moskauer Restaurant im Jahr 1926 geschlossen hatte, warum er sich dann entschied, ausgerechnet nach Berlin überzusiedeln, ließ sich nicht ermitteln. Seit Mitte Dezember 1926 war er als Bewohner des Berliner Parkhotels am Zoo registriert,²⁵ im Februar 1927 folgte ihm hierhin auch seine russischstämmige Frau Elizaveta mit ihrer gemeinsamen Tochter Nelly.²⁶



Abb. 1 u. 2: Passfotos von Elizaveta und Nelly Ağazadə aus den Beständen der Staatspolizeistelle Potsdam. Aufnahme-datum: vermutlich zweite Hälfte der 30er Jahre. Quelle: BLHA Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A, Agasade, Elisabeth u. Agasade, Nelly.

Zu diesem Zeitpunkt steckten Ağazadə und sein Geschäftspartner, der aserbajdschanische Unternehmer Xudadat bəy Hacıhəsənski,²⁷ bereits mitten in den Vorbereitungen für die Eröffnung ihres

24 Hier wird der Name des Lokals in russischer Transliteration wiedergegeben, da sich keine eindeutige deutsche Schreibweise finden ließ. In den zahlreichen Annoncen in der russischsprachigen Berliner Tageszeitung *Ru'* wird der Name stets in kyrillischen Buchstaben geschrieben. Möglicherweise war dies auch auf dem Restaurantschild der Fall.

25 Vgl. BLHA Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A, Agasade, Djamil.

26 Elizaveta Ağazadə wurde laut Aufenthaltsanzeige am 16. Oktober 1900 als Elizaveta Bogdanova in Täbris geboren, Nelly Ağazadə am 1. Mai 1918 in Schmisser, vgl. ebd., Agasade, Elisabeth und Agasade, Nelly. Die Bezeichnung des Geburtsortes von Nelly ist wahrscheinlich fehlerhaft. Eine Suche mit mehreren lateinischen, arabischen und kyrillischen Schreibweisen ergab bei einer google-Suche, deren Algorithmus ja stets auch abweichende Schreibweisen einbezieht, keine Treffer. Vermutlich handelt es sich bei „Schmisser“ um eine Verballhornung von Schuscha in Karabach, wo Ağazadə nachweislich gelebt hat.

27 Xudadat bəy Hacıhəsənski (ab 1934 Mum), geb. um die Jahreswende 1887/88 in Qusili (Karabach), floh nach der bolschewistischen Machtübernahme in Aserbaidschan als wohlhabender Unternehmer aus Baku. Er erreichte Berlin im März 1921 und gründete hier eine Reihe von Firmen, u. a. 1921 das „Persische Handelshau M. S. Alieff und Kh. Gadjigasansky“ in der Lutherstr. 10 und 1928 die „Pension Tempo“ (ab

ersten Restaurants: das „Azerbajdžan“ in der Uhlandstraße 20–21. Als diese am Abend des 15. März 1927 feierlich stattfand, war das ein Ereignis im orientalischen Berlin. Die russischsprachige Berliner Tageszeitung *Rul'* teilte ihren Lesern in einer kleinen Notiz mit, dass u. a. Vertreter des türkischen Konsulats und der persischen Gesandtschaft, zahlreiche Mitglieder der georgischen und ägyptischen Kolonien sowie angesehene Personen aus der deutschen Gesellschaft sich zu diesem Anlass die Ehre gegeben hatten.²⁸ Die authentische orientalische Küche habe, so hieß es weiter, schon in den ersten Tagen die Sympathien des Publikums gewonnen. Aus den regelmäßig erschienenen Annoncen in der *Rul'* sind wir über die Speisekarte des „Azerbajdžan“ gut informiert.²⁹ Sie bot eine bunte Mischung aus vor allem kaukasischen, persischen und russischen Gerichten, aber auch Eigenkreationen, wie die Eisspezialität „Plombir à la Aserbajdžan“. Dazu wurden „beste Weine und Biere“ serviert. Mittags ab halb eins konnte man hier für wenig Geld drei- bis fünfgängige Menüs bestellen, ab fünf Uhr nachmittags *à la carte*. Dann trat auch die kleine Kapelle von Naumčik Kavkazskij – dem 1890 in Kiew geborenen jüdischen Geigers Naum Nodelmann³⁰ – auf, die bei Gelegenheit den Gästen mit kaukasischen Tänzen einheizte. Trotz des erfolgreichen Auftakts liefen die Geschäfte aber schon bald schlecht. Zwar avancierte das Lokal zu einem Treffpunkt der Transkaukasier in Berlin.³¹ Auch nahm das literarische Berlin Notiz, wie ein Brief Ernst Tollers vom 28. April 1927 beweist, in dem er seinem Schriftstellerkollegen Alfred Kerr das „Azerbajdžan“ – „ein kleines, bescheidenes Restaurant“, „herrliche türkische, persische und russische Gerichte“ – wärmstens empfahl.³² Die große Kundschaft blieb jedoch aus. Als in der *Rul'* vom 29. Mai des Jahres das letzte Mal eine Annonce des Restaurants erschien, war Hačihəsənski, der bis dahin als Direktor fungiert hatte, bereits ausgeschieden. Kurze Zeit später gab es das „Azerbajdžan“ nicht mehr.

Ресторанъ Азербайджанъ Uhlandstr. 20-21 (между Курфюрстен- дамм и Kantstr.) Тел. Bismarck 93-09	Суббота, 21 мая Въ горахъ Кавказа	Вечеръ настроений. Играетъ Наумчикъ Кавказскій. Пѣніе. Танцы. Кавказская, персидская и европейская кухня. Вина, пиво, водки, ликеры лучшихъ марокъ. Съездъ въ 8 ч. в. Дирекція Агазаде и Леонтовичъ.
--	--	--

Abb. 3: Werbung für die Abendveranstaltung „In den Bergen Kaukasiens“ im „Azerbajdžan“, aus: *Rul'*, 22. Mai 1927.

1935 „Hotel Tempo“) am Kurfürstendamm 59/60. Er starb 1953 in Berlin und wurde auf dem Türkischen Friedhof beigesetzt.

28 Storonnije soobščeniija, in: *Rul'*, 20. März 1927, S. 8.

29 Vgl. z. B. ebd.; Annonce, in: *Rul'*, 3. April 1927, S. 12.

30 Vgl. Art. „Naum Nodelmann“, in: Lexikon verfolgter Musiker und MusikerInnen der NS-Zeit, Link: https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002103, abgerufen am 05.07.2019.

31 Orientalisches Tscheka-Rätsel via U-Bahn Uhlandstraße, in: Berliner Tribüne, 29. März 1932.

32 Alle Zitate Stefan Neuhaus u. a. (Hrsg.), Ernst Toller. Briefe. 1915–1939, Göttingen 2018, S. 616.

Am 14. August eröffnete Aġazadə das Restaurant aber erneut, diesmal unter dem Namen „Schark“. Schon die Namenswahl ließ darauf schließen, dass nunmehr ein größerer Personenkreis angesprochen werden sollte, bezeichnet dieses ursprünglich aus dem Arabischen (arab. šarq) stammende und in vielen orientalischen Sprachen gebräuchliche Wort doch den Osten, den Orient als Ganzes. Dieser Anspruch wird auch aus der Werbung deutlich, die Aġazadə neben der *Rul'* auch in der russischsprachigen Zeitschrift *Russkij Berlin* und in *Der Islamische Student*, dem gemeinsamen Organ der muslimisch-akademischen Vereinigung „Islamia“ und der arabischen Studentenvereinigung „El Arabiya“, schaltete. So hieß es zum Beispiel in einer Annonce in der *Russkij Berlin*: „Von Russland bis Armenien/vom Kaukasus bis Persien/von der Türkei bis Arabien/von Ägypten bis Indien. Wo trifft sich der ganze Orient in Berlin? Im Restaurant Schark“³³. Auch in *Der Islamische Student* wurde das Restaurant als „Sammelpunkt der Araber u. Orientalen Berlins“³⁴ beworben. Dass Kaukasien weiterhin aber der wichtigste Bezugspunkt für das Restaurant blieb, wird nicht zuletzt aus der Illustration deutlich, die diesen Werbesprüchen beigegeben wurde (Abb. 4). Sie zeigt keines der klassischen, damals in Deutschland verbreiteten Orientmotive, sondern ein Bild aus der russischen Vorstellungswelt vom Orient:³⁵ eine alpine Landschaft, den Kaukasus. Im Vordergrund eine Bergwiese, auf der Steine so angeordnet sind, dass sie den Namen des Restaurants ergeben, daran anschließend mit Nadelbäume bestandene Hänge und eine schroffe Hochgebirgskette, über der eine Sonne aufgeht, in der noch einmal mit arabischen Buchstaben der Name des Restaurants auftaucht.

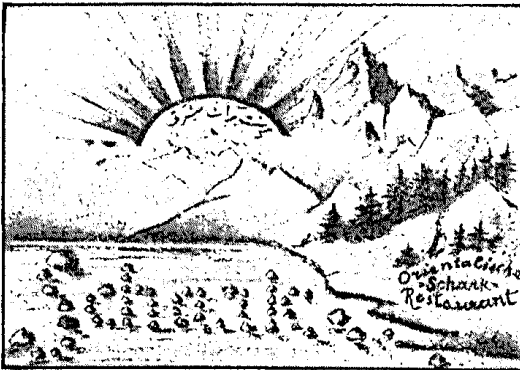
Doch auch dem „Schark“ war keine lange Lebensdauer beschieden. Daran konnten selbst die Verpflichtung des populären russischen Sängers und Kabarettisten Grinevskij im Oktober und Rabattaktionen für Künstler, Studenten und Abonnenten nichts ändern. Die letzte Annonce brachte die *Rul'* Anfang Dezember, um den Jahreswechsel 1927/28 war dann Schluss. Die ersten beiden Berliner Restaurants Aġazadəs waren nach weniger als einem Jahr schon wieder Geschichte. In den Bauakten des Hauses, in dem sie sich befunden hatten, erfahren wir vom wenig erfreulichen Nachspiel dieses Scheiterns. Anfang März 1928 suchte nämlich ein Beamter der Baupolizei das Restaurant auf und fand es verschlossen vor. Der Portier des Hauses gab zu Protokoll, dass eine Besichtigung der Räumlichkeiten unmöglich sei, da Aġazadə die Schlüssel nicht herausgebe. Es schwebte eine Räumungsklage.³⁶

33 Vgl. *Russkij Berlin* 4 (1927). Übersetzung aus dem Russischen des Autors.

34 Vgl. *Der Islamische Student* 1 (1927).

35 Zum russischen Kaukasusbild vgl.: Eva-Maria Auch, *Mythos Kaukasus*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 11 (2006), S. 29–38.

36 LAch B Rep. 207 Nr. 551, Bl. 158.



Orient = Restaurant SCHARK

Uhlandstraße 20/21

Fernsprecher: Bismarck 9309

SAMMELPUNKT DER ARABER U. ORIENTALEN BERLINS

Vorzügliche orientalische Küche

3 Gänge RM. 1,30

BILLIGE MENUS:

4 Gänge RM. 1,60

ERMÄSSIGTE PREISE FÜR STUDENTEN-ABONNEMENTS:

3 Gänge bei 15 Karten RM. 1,15, bei 30 Karten RM. 1,10

ANGENEHMER NACHMITTAGS-AUFENTHALT FÜR ORIENTALEN

KAFFEE / TEE / FRUCHTSÄFTE

BESONDERE GERICHTE AUF BESTELLUNG

GEPFLEGTE BIERE

JEDEN ABEND BALALAIKA-KAPELLE

Abb. 4: Werbung für das „Schark“, aus: Der Islamische Student 1 (1927).

3.1. Zwischen Weimar und Nationalsozialismus. Das „Orient“, die „Djamil-Bar“ und der große Erfolg (1929–1938)

Nach seiner bereits erwähnten Anstellung als Küchenchef in der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin wagte Ağazadə einen dritten Versuch und eröffnete im Sommer 1929 das Restaurant „Orient“. Die Anfänge waren im Gegensatz zum „Azerbajdžan“ deutlich bescheidener. Das kleine Lokal befand sich zu Beginn in der ersten Etage der Grolmanstraße 47, einem Backsteinbau direkt an einem Stadtbahnbogen, über den in regelmäßigen Abständen die S-Bahn ratterte. Abends musste man die Kneipe im Erdgeschoss durchqueren, um überhaupt in die Gaststube zu kommen. Mit zunehmender Popularität wurde das „Orient“ aber schon Ende 1930 ein paar Meter näher Richtung Kurfürstendamm in die Grolmanstraße 39 verlegt. Aus einem Leserbrief an die Wochenzeitung *Berliner Herold* vom Januar 1932 geht hervor, dass anfangs auch die neuen Räumlichkeiten dem großen Andrang der Gäste nicht gerecht wurden:

Das kleine, nett eingerichtete Räumchen war immer zum Bersten voll, so daß viele oft keinen Platz mehr fanden und wieder gehen mußten. Der Betrieb wurde so stark, daß der Besitzer, ein Perser, das Lokal im Spätherbst [1931] erheblich vergrößerte.³⁷

Zwei Wochen später erschien in derselben Zeitung eine wohlwollende Kritik des Restaurants, der wir Einzelheiten über dessen Aufmachung entnehmen können:

Von außen grüßt einem [sic] ein Halbmond und im Inneren empfängt einen der Orient. Ein liebenswürdiger Perser Agasade [...] hat hier eine gemütliche Gaststätte eingerichtet, wie man sie seinesgleichen wenig in Berlin finden wird. Alle Wände sind mit bemalten echten Stoffen bespannt, die die vielen Märchen aus dem bilderreichen Leben der Perser zeigen und so eine gemütliche Wärme in die durch Bogen miteinander verbundenen Räume bringen.³⁸

In der warmen Jahreszeit konnten die Gäste nun außerdem auf einer mit Blumen geschmückten Sommerterrasse vor dem Restaurant Platz nehmen und von dort dem Treiben auf der Grolmanstraße und dem nahen Kurfürstendamm zuschauen.³⁹

Das „Orient“ zog zu Beginn der 30er-Jahre neben russischem und orientalischem auch viel deutsches Publikum an, darunter nicht wenig Prominenz. Allabendlich trafen sich hier zum Beispiel bekannte Persönlichkeiten aus der Berliner Filmwelt.⁴⁰ In diesen Kreis gehörte auch die erfolgreiche UFA-Schauspielerin Brigitte Helm, die vor allem mit der weiblichen Hauptrolle in Fritz Langs „Metropolis“ von 1927 Filmgeschichte geschrieben hatte. Von ihr wissen wir, dass sie im Januar 1933 an der russischen Neujahrsfeier im „Orient“ teilnahm, deren Höhepunkt ein Auftritt des berühmten russischen Chansoniers Aleksandr Vertinskij war, bevor bis in den Morgen zu kaukasischen Tänzen gefeiert wurde.⁴¹ Auch der damals so erfolgreiche wie umstrittene Journalist und Schriftsteller Essad Bey dürfte zu den Gästen des Restaurants gehört haben. Zumindest lässt er in seinem 1938 in Wien veröffentlichten zweiten Roman *Das Mädchen vom Goldenen Horn*, der das muslimische Berlin der 20er Jahre zur Kulisse hat, einen Tscherkessen den Wunsch aussprechen, er wolle „Klavierspieler im Restaurant Orient werden“⁴².

Wie aber kam es, dass Ağazadə nach zwei gescheiterten Restaurantprojekten plötzlich solch ein Erfolg beschieden war? Aus den zahlreichen positiven Kritiken, die in den frühen 30er Jahren in der deutsch- wie russischsprachigen Presse Berlins erschienen, lassen sich einige Antworten auf diese Frage finden.⁴³ Sie heben einmal die außerordentliche Qualität der Küche hervor, die wie

37 Ein ausländischer Grobian, in: Berliner Herold, 10.–16. Januar 1932.

38 Im Orient am Kurfürstendamm, in: Berliner Herold, 24.–30. Januar 1932.

39 Im Orient, in: Berliner Herold, 29. Mai–4. Juni 1932.

40 Josef Ontschik wieder in Berlin, in: Berliner Tribüne, 9. Februar 1932.

41 Haben Sie schon gehört?, in: Berliner Tribüne, 24. Januar 1933.

42 Kurban Said, *Das Mädchen vom Goldenen Horn*, Basel 1973 [1938], S. 23. Kurban Said war ab der zweiten Hälfte der 30er Jahre das Pseudonym Essad Beys.

43 Vgl. neben bereits aufgeführten Kritiken z. B.: Billige Preise im „Orient“, in: Berliner Tribüne, 6. Dezember 1932; Orientalische Küche am Kurfürstendamm, in: Berliner Herold, 4.–10. Dezember 1932; Rul', 27. September 1931, S. 8.

schon im „Azerbajdžan“ und „Scharik“ vor allem kaukasische, persische und russische Speisen bot, aber auch das ein oder andere Gericht vom Balkan oder aus Zentralasien im Repertoire hatte. Dabei wird besonders auf die Spezialität des Hauses, den kaukasischen Schaschlik, verwiesen, der auf Spießen über offenem Holzkohlefeuer gegrillt wurde und in verschiedenen Variationen bestellt werden konnte. Neben dem Essen zeigten sich die Kritiker aber auch von der Musik begeistert, die Abend für Abend das Restaurant erfüllte. Dann trat nämlich – meist nur von einem Pianisten begleitet – Josef Kimelmann alias „Ontschik“ mit seiner Violine auf, einer der berühmtesten Unterhaltungsmusiker und Kapellenleiter Berlins zu dieser Zeit.⁴⁴ Nicht wenige werden seinetwegen hier eingekehrt sein, zumal es damals durchaus üblich war, eine Gaststätte speziell zum Musikhören aufzusuchen. Als Drittes wird in den Rezensionen immer wieder auf die günstigen Preise im „Orient“ Bezug genommen, die deutlich unter der Marktgrenze lagen. 1932 kosteten einzelne Gerichte zumeist zwischen 20 und 60 Pfennigen, ein 3-Gängemenü nur 90 Pfennige.⁴⁵ Das war noch einmal wesentlich billiger als in Ağazadəs früheren Restaurants und besonders in den schwierigen Zeiten der Weltwirtschaftskrise ein großer Vorteil im Wettbewerb um knappe Kundschaft. Ein Restaurantkritiker ging bezüglich der Preispolitik Ağazadəs sogar so weit, zu behaupten, dieser sei nicht nur ein geschäftstüchtiger Wirt, sondern auch „ein sozial denkender Mensch, der den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen weiß.“⁴⁶ Der Kritiker war davon offensichtlich so angetan, dass er seinen Artikel mit einem kleinen, selbstgereimten Werbevers abschloss: „Ist die Kasse auch noch so klein, stets wird dir wohl im ‚Orient‘ sein!“⁴⁷ Dass das Restaurant nun häufig Gegenstand solcher positiver Kritiken war, spielte für seinen Erfolg neben dem guten Essen, der guten Musik und den niedrigen Preisen sicher auch eine wichtige Rolle.

Ağazadə selbst tat ebenfalls einiges, um die Bekanntheit seines Lokals zu erhöhen. Einmal ganz konventionell, indem er Werbepostkarten drucken ließ und regelmäßig in einer Reihe deutsch- und russischsprachiger Tages- und Wochenzeitungen Berlins Anzeigen schaltete.⁴⁸ Während die Postkarten verschiedene Ansichten des Restaurants zeigten (Abb. 7–11), waren die Anzeigen von einer Bildsprache geprägt, die auf den Islam bzw. den islamischen Orient verwies. Mit der Mondsichel fand hier das wohl bekannteste islamische Symbol als Markenzeichen des Restaurants Verwendung (Abb. 5), mitunter auch in der Kombination mit einem fünfeckigen Stern, wie sie vor allem von der osmanischen und türkischen Flagge bekannt war (Abb. 6).

44 Siehe Kapitel: Exkurs: Josef „Ontschik“ Kimelmann und der Klang des „Orient“.

45 Billige Preise im „Orient“.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Anzeigen ließen sich in folgenden Zeitungen nachweisen: Berliner Herold, Berliner Tribüne, Tempo, Rul' und Novoe Slovo.



Abbildung 5, aus: Berliner Herold, 30. Dezember 1932.



Abb. 6, aus: Berliner Tribüne, 31. August 1933.

Darüber hinaus beschritt Ağazadə zu Werbezwecken aber auch unkonventionellere Wege. So mischte er sich Anfang April 1932 mit einem kleinen Stand unter die Aussteller der zum zehnten Mal stattfindenden Reichs-Gastwirts-Messe in Berlin. Einem kurzen Bericht aus der *Berliner Tribüne* lässt sich entnehmen, dass Ağazadə hier mit Proben seiner Kochkünste sowohl die Aufmerksamkeit als auch die Sympathien des Publikums gewann. Das gelang ihm offensichtlich auch deshalb, weil sein Auftritt positive Orientvorstellungen – der Orient als Ort geheimnisvoller, verschleierte Exotik – bediente und negative – der Orient als Ort wilder, schmutziger Unzivilisiertheit – unterlief:

Unter den unzähligen Attraktionen der 10. Jubiläums-Gastwirtmesse am Kaiserdamm nahm der Stand 164 eine unbestrittene Sonderstellung ein. Er war zwar einer der kleinsten, aber er hatte es in sich! An diesem Stand enthüllte nämlich Djamal Bey Agasade, der Inhaber des Restaurants ‚Orient‘ in der Grolmanstraße 39 die Küchengeheimnisse des Orients. Was ist ein echtes kaukasisches Schaschlyk? Wie wird es bereitet? Wie kommt eine echte Baclava zustande? Und wie entstehen alle jene anderen seltsamen Gerichte, deren Namen wir oft kaum auszusprechen vermögen? Djamal Bey Agasade beantwortete diese Fragen ad oculus [sic] in seiner ruhigen, bedächtigen Art, und man bestaunte immer wieder die große Sauberkeit und ungemeine Akkuratess, mit der alle diese Gerichte zubereitet werden. Zweifellos wird diese kulinarische ‚Show‘ dem schmucken, kleinen Orient-Lokal in der Grolmanstraße zahlreiche neue Freunde verschafft haben.⁴⁹

Auch die ersten Jahre nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten waren für Ağazadə eine Zeit fortgesetzter Prosperität. Zwar dauerte es nicht lange, bis die mit der Überwachung von Ausländern und des Musiklebens beauftragten Institutionen – nämlich die Geheime Staatspolizei und die Reichsmusikkammer – begannen, ihm das Leben schwer zu machen. Doch der wirtschaftliche Erfolg hielt an. Betrug der Umsatz des „Orient“ 1933 noch 73.430 RM, so stieg er bis 1938 mit 133.000 RM auf fast das Doppelte.

49 Der Orient kocht, in: Berliner Tribüne, 12. April 1932. Man beachte, dass Ağazadə hier vom Journalisten mit der türkisch-aserbajdschanischen Anredeform „bey“ und nicht einem persischen Äquivalent bezeichnet wird. Eine kurze positive Besprechung fand Ağazadəs Messeauftritt auch hier: Rückblick auf die Reichs-Gastwirts-Messe, in: Berliner Herold, 10.–16. April 1932.

⁵⁰Einher ging diese Entwicklung mit einer fortlaufenden Expansion des Restaurantbetriebes. Im Sommer 1934 verlegte Ağazadə das Lokal in eine der repräsentativsten Ecken des Berliner Westens, in die Fasanenstraße 74, nur wenige Schritte vom Kurfürstendamm entfernt. Ein Journalist der *Berliner Tribüne* schrieb anlässlich der Wiedereröffnung des schon aufgrund seiner neuen orientalischen Fassade auffälligen Restaurants einen kleinen Artikel, dem wir eine lebendige Beschreibung der neuen Räumlichkeiten und der darin arbeitenden Menschen verdanken:

Tritt man durch die kleine Tür hinein, ist man im ersten Augenblick von dem Anblick be- und gefangen: anstelle der Wandbehänge aus billigen orientalischen Stoffen sind schwere Teppiche und Brücken getreten und in dem ersten offenen Raum liegt ein echter alter persischer Teppich, der selbst gebraucht heute noch mehrere tausend Mark wert ist. Aus diesem Raum, an dessen Rückwand die hell erleuchtete Theke steht, schließt sich ein gleichfalls offener dreigeteilter Raum. Links auf erhöhtem Podest ist neben einer Anzahl von Tischen die Kapelle untergebracht worden, damit sie nach allen Seiten hin ungestörte Klangwirkung hat; unter dem Podest setzt sich der eben erwähnte offene Raum weiter fort und nach rechts zu schließt endlich eine sehr hübsche ausgebuchtete Riesennische an. Inhaber des Orients ist nach wie vor Herr Agazade, an der Theke amtiert seine schöne schlanke Frau und die Kapelle setzt sich aus zwei ‚Schicken‘ zusammen; will sagen aus einem wirklichen Schick, der der Meister des Klaviers ist und einem ‚Ontschick‘ [sic] der die Gäste, namentlich aber die Frauen mit dem meisterhaften Strich seiner Geige bezaubert. Auch die Bedienung durch die altbekannten und altbewährten Serviererinnen ist die gleiche geblieben; nur daß sie jetzt anstelle der früheren Hosen sehr kleidsame Röcke wie überhaupt eine hübsche Tracht tragen.⁵¹

Im Juni und Juli 1936 wurde der Betrieb mit der Einrichtung der nach Ağazadə's Vornamen benannten Tanzbar „Djamil-Bar“ dann erneut erheblich erweitert.⁵² Dies geschah nicht zuletzt mit Blick auf die zahlreichen in- und ausländischen Besucher, die für die Olympischen Spiele im August in der Stadt erwartet wurden. Die Bar befand sich direkt über dem „Orient“ und war über eine Treppe mit diesem verbunden. Die zwei Zimmer im vorderen Bereich stellten auch stilistisch eine Fortsetzung des Restaurants dar. Neben einem weiteren Speisezimmer befand sich hier ein Kaffeeraum, in dem man nach orientalischer Art auf Kissen sitzend seinen Mokka einnehmen konnte (Abb. 10). Im hinteren Bereich schlossen sich dann ein Vereinszimmer und der eigentliche Bar- und Tanzraum an (Abb. 11). Letzterer stand nicht nur durch seine moderne, metallisch-kühle Einrichtung in auffälligem Kontrast zum Rest des „Orient“. Auch musikalisch wurden neue Töne angeschlagen. Eine zweite Kapelle spielte hier oben nämlich Jazz.⁵³

⁵⁰ LArch A Rep. 342-02 Nr. 27141, Bl. 3.

⁵¹ Der neue „Orient“, in: *Berliner Tribüne*, 29. September 1934.

⁵² BA Charlottenburg-Wilmersdorf, Bauakte Fasanenstr. 74, Bd. 2, Bl. 254 u. 262.

⁵³ Darauf deutet zumindest die Verpflichtung des Pianisten und Sängers Wolfgang Schmidt hin, der bis März 1938 in der Sherbini-Bar des Ägypters Mustafa El-Sherbini engagiert war, einem der wichtigsten Jazzlokale Berlins, LArch A Rep. 243-01 Nr. 12, Unterlagen zum Rechtsstreit zwischen dem Pianisten Wolfgang Schmidt und dessen ehemaliger Arbeitgeberin, der Inhaberin der Sherbini-Bar in der Uhlandstr. 18, Yvonne Fürstner, genannt de Nasr. Zur Geschichte der Sherbini-Bar vgl. Drittes Reich (Arabische Bars in Berlin während des Dritten Reiches), in: Nachlass Höpp, Signatur: 01.21.080, https://www.zmo.de/biblio/nachlass/intern/hoepf/int01_21/01_21_080.pdf, abgerufen am 05.07.2019.



*Restaurant „ORIENT“
Berlin-Charlottenburg
Grolmanstr. 39. Tel. Bismarck 650.
Inh. Agasade.*

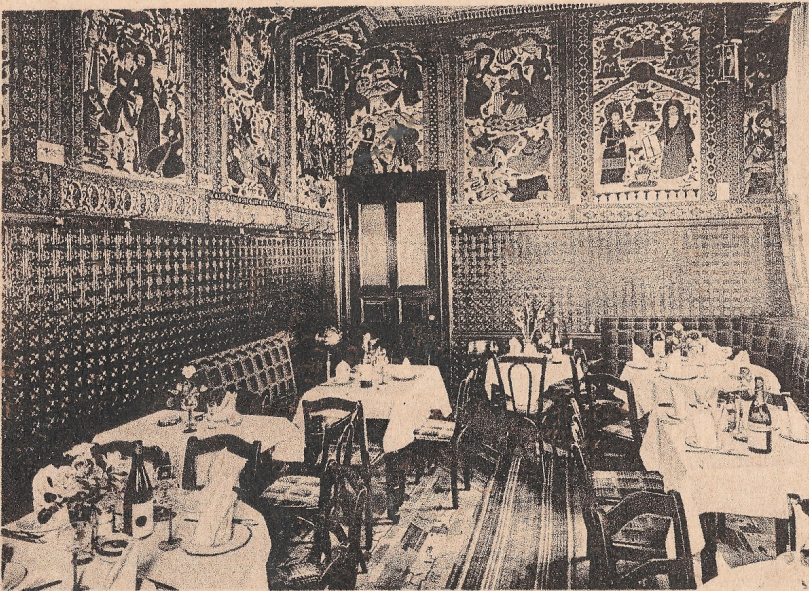


Abb. 7: Das „Orient“ in der Grolmanstr. 39. Die Dame am Zapfhahn ist vermutlich Ağazade's Frau Elizaveta. Aufnahme-
datum: frühe 30er Jahre. Quelle: Werbepostkarte aus der Sammlung des Autors.



Abb. 8: Ağazadə mit Serviererinnen vor dem „Orient“ in der Fasanenstraße 74. Aufnahmedatum: vermutlich 1934. Quelle: Werbepostkarte aus der Sammlung des Autors.

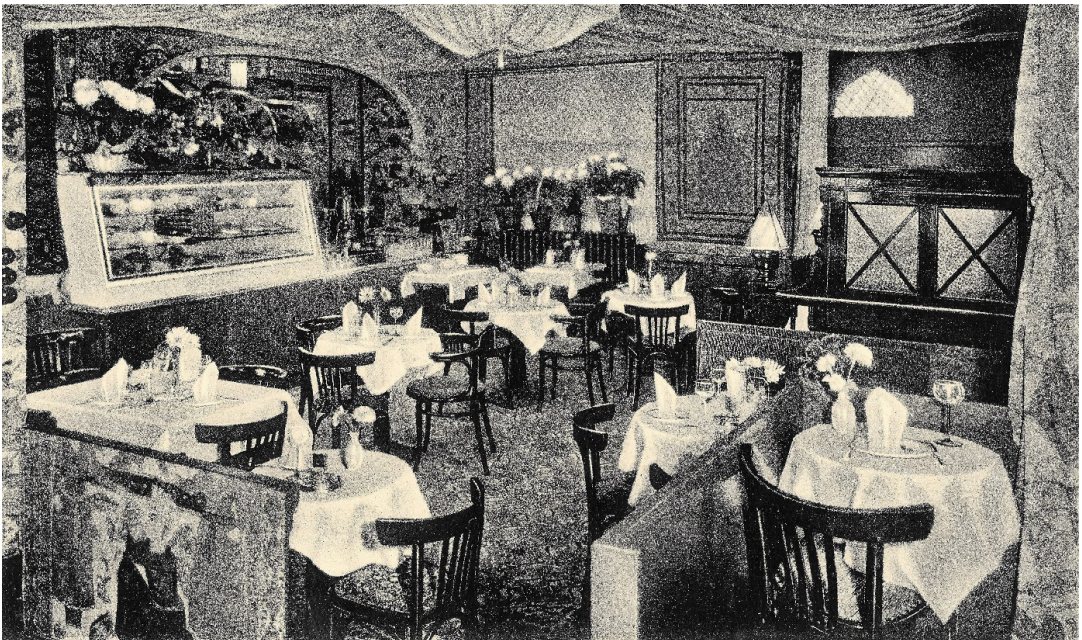


Abb. 9: Innenansicht des „Orient“ in der Fasanenstraße 74. Aufnahmedatum: vermutlich 1934. Quelle: Werbepostkarte aus der Sammlung des Autors.



Abb. 10: Kaffeeraum der „Djamil-Bar“. Aufnahmedatum: vermutlich 1936. Quelle: Werbepostkarte aus der Sammlung des Autors.



Abb. 11: Bar- und Tanzraum der „Djamil-Bar“. Aufnahmedatum: vermutlich 1936. Quelle: Werbepostkarte aus der Sammlung des Autors.

3.2. Ağazadə im Fadenkreuz der Geheimen Staatspolizei (1938–1939)

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre rückten das „Orient“ und sein Besitzer ins Visier der Geheimen Staatspolizei. Dieser war das Restaurant mit seinen zahlreichen jüdischen und ausländischen Gästen, zu denen auch Mitglieder der sowjetischen und iranischen Vertretungen gehörten, ein Dorn im Auge.⁵⁴ Die Aktivitäten, die die Gestapo vor allem ab 1938 gegen Ağazadə entwickelte, sollten nicht nur dessen geschäftlichen Pläne sabotieren, sondern auch seinen weiteren Aufenthalt in Deutschland in Frage stellen.

Bereits im Sommer 1935 war Ağazadə mit seiner Familie vor die Tore der Stadt nach Groß Glienicke gezogen und bewohnte seitdem ein Einfamilienhaus in der Kurpromenade 45.⁵⁵ Das Haus war Teil der Siedlung *Wochenend West*, die seit Ende der 20er Jahre am Ostufer des Groß Glienicker Sees gegenüber vom alten märkischen Bauerndorf Groß Glienicke entstanden war. Hier hatte sich eine ganze Reihe prominenter Berliner Persönlichkeiten aus Industrie, Sport und Kultur niedergelassen, darunter die „Grande Dame“ des deutschen Films Olga Tschechowa.⁵⁶ Dass Ağazadə nun inmitten einer solch illustren und zweifellos betuchten Gesellschaft lebte, macht noch einmal deutlich, welchen Erfolg und Wohlstand ihm das „Orient“ in nur wenigen Jahren beschert hatte.

Die malerische Lage der Ortschaft, ihre zahlungskräftigen Einwohner und die vielen Ausflügler aus der nahen Hauptstadt weckten den Geschäftssinn Ağazadəs. Nach seinen Plänen sollte in der Kurpromenade 51/52 eine weitere Gaststätte entstehen: der „Pavillon Orient“. Die Adresse befand sich zwei Fußminuten vom Badestrand am Groß Glienicker See entfernt und vermutlich war der „Pavillon“ als klassisches Ausflugslokal konzipiert, mit Betrieb lediglich während der Sommermonate. Dass die Konzession, die Ağazadə 1938 beantragte, am Ende verwehrt wurde, ist auf eine Intervention der Gestapo zurückzuführen. So geht aus einem Tätigkeitsbericht des u. a. mit der Behandlung staatsfeindlicher Ausländer befassten Referats II A des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin vom 4. Juli 1938 hervor, dass man den zuständigen Potsdamer Regierungspräsidenten angewiesen hatte, den Antrag Ağazadəs abzulehnen.⁵⁷ Ağazadə könne „im Sinne des Gaststättengesetzes als nicht zuverlässig angesehen werden“, da sein Berliner Betrieb ob „der dort verkehrenden Juden und Ausländer einen sehr schlechten Ruf genießt“.⁵⁸

54 Vgl. den Bericht des Kontrollbeamten der Reichsmusikkammer Woschke vom Februar 1937, in dem es heißt, das „Orient“ und die „Djamil-Bar“ würden „ausschließlich“ von Ausländern, darunter „sämtliche Diplomatischen- [sic] sowie Handelsvertreter der Sowjetunion“, besucht, LArch A Rep. 243-01 Nr. 59, Sonderbericht des Kontrolleurs Woschke vom 2.2.1937.

55 BLHA Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A, Agasade, Djamil, Ausländerformblatt.

56 Zur Geschichte Groß Glienickes instruktiv: Otto Lehmberg/Renate Toreck, Groß Glienicke im Wandel der Zeit. Vom Rittergut und märkischen Bauerndorf zur Siedlungsgemeinde. 4. komplett neu bearbeitete Aufl., Groß Glienicke 2007.

57 Bundesarchiv Berlin (fortan: BArch) R 58/3700, Bl. 160f.

58 Alle Zitate aus ebd.

Das Kreisverwaltungsgericht in Nauen untersagte Ağazadə in einem Bescheid vom 1. Dezember 1938 dann tatsächlich den geplanten Betrieb einer Schankwirtschaft in der Kurpromenade 51/52, obwohl alle anderen im Konzessionsverfahren befragten deutschen Stellen mit positiven Stellungnahmen reagiert hatten.⁵⁹ In der Begründung des Ablehnungsbescheids argumentierte das Gericht ganz im Sinne der Gestapo: Ağazadə könne nicht als zuverlässig angesehen werden, da in seinem Berliner Lokal staatsfeindliche Elemente verkehrten. Besonders negativ wurde dabei die Präsenz sowjetischer Staatsangehöriger und Mitglieder der sowjetischen Botschaft unter den Gästen hervorgehoben. Eine Berufung, die Ağazadə gegen diese Entscheidung einlegte, wurde vom Bezirksverwaltungsgericht Potsdam am 14. November 1939 zurückgewiesen.⁶⁰ Auch eine anschließende Beschwerde von Ağazadəs Anwalt, der u. a. darauf hinwies, dass sich das deutsch-sowjetische Verhältnis mittlerweile doch „in grundlegender Form“⁶¹ geändert habe – man denke hier an den Nichtangriffspakt vom August des Jahres und den gemeinsamen Überfall auf Polen –, konnte das Gericht nicht umstimmen. Es bestätigte am 23. Januar 1940 seine Entscheidung als endgültig.⁶²



Abb. 12: Blick auf den Groß Glienicker See vom „Pavillon Orient“ aus. Aufnahmedatum: vermutlich nach 1945. Quelle: Archiv des Kladower Forums e.V.

59 Der Bescheid ist nicht mehr erhalten, Datierung und Inhalt gehen aber aus einem Schreiben von Ağazadəs Anwalt an das Kreisverwaltungsgericht im Zusammenhang mit dem Berufungsverfahren hervor, siehe BLHA Pr. Br. Rep. 31A, Nr. 5279, Schreiben des RA Kurt Sandler an das Kreisverwaltungsgericht vom 14. November 1939.

60 Ebd., Entscheidung s.2746 des Bezirksverwaltungsgerichts Potsdam vom 14. November 1939.

61 Ebd., Schreiben des RA Kurt Sandler an das Kreisverwaltungsgericht vom 14. Dezember 1939, S. 4.

62 Ebd., Schreiben des Bezirksverwaltungsgerichts Potsdam an RA Sandler vom 23. Januar 1940.

1939 stand aber nicht nur die weitere Entwicklung von Ağazadə's Geschäften auf dem Spiel, sondern auch die Fortsetzung seines Aufenthaltes in Deutschland und damit seine geschäftliche Existenz an sich. So meldete die Staatspolizeistelle Potsdam am 19. Januar des Jahres beim Landrat des Kreises Osthavelland Bedenken gegen eine Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung an.⁶³

Als Begründung wurde auf den oben genannten Ablehnungsbescheid im Konzessionsverfahren für den „Pavillon Orient“ und auf ein Ermittlungsverfahren der Berliner Staatsanwaltschaft gegen Ağazadə verwiesen. Einzelheiten zu diesem Verfahren lassen sich heute nicht mehr in Erfahrung bringen, da die Ermittlungsakten nicht überliefert sind. Aus dem Register für Vorverfahren der Kuppeleistelle der Staatsanwaltschaft von 1937 geht aber hervor, dass die Berliner Kriminalinspektion Ağazadə wegen des Verdachts auf Kuppelei und der Verbreitung pornographischer Schriften dort Ende August angezeigt hatte.⁶⁴ Das Verfahren war bereits am Tag nach Eingang der Anzeige durch die Staatsanwaltschaft eingestellt worden, da offensichtlich nichts vorlag, das eine Anklage gegen den Beschuldigten gerechtfertigt hätte. Die Argumentation der Potsdamer Staatspolizeistelle gegen den Verbleib Ağazadə's in Deutschland stützte sich also auf eine höchst zweifelhafte Grundlage: auf einen Gerichtsbeschluss, den die Gestapo selbst maßgeblich herbeigeführt hatte und auf ein längst eingestelltes Verfahren der Berliner Staatsanwaltschaft.

Die seltsamen, sich 1939 abspielenden Vorgänge um das „Orient“ legen den Schluss nahe, dass Ağazadə sich tatsächlich auf ein Ende seiner Zeit in Deutschland einstellte und wohl auch bereits im Vorfeld über die Schritte der Potsdamer Gestapo gegen ihn in Kenntnis gesetzt worden war. Denn schon am 14. Januar 1939 teilte er der Berliner Industrie- und Handelskammer mit, dass er sein Restaurant fortan unter dem Namen „Wachau“ führe,⁶⁵ die Bezeichnung einer österreichischen Donaulandschaft. Drei Tage später wandte sich ein Architekt in seinem Auftrag an die Charlottenburger Baupolizei und bat um eine Genehmigung für die Veränderung der Straßenansicht des Restaurants⁶⁶. Die kunstvolle orientalische Fassade sollte einer schlichten Gestaltung weichen, da „die Schankwirtschaft nun den Charakter einer Wiener Weinstube erhalten wird.“⁶⁷ All diese Änderungen geschahen offensichtlich in Vorbereitung auf die Abgabe des Restaurants. Am 15. Juni übernahm dann tatsächlich mit Rudolf Klemann ein neuer Besitzer den Betrieb.⁶⁸ Doch schon kurz danach muss sich das Problem mit Ağazadə's Aufenthaltsgenehmigung gelöst haben. Denn am 15. Sep-

63 BLHA Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A, Agasade, Djamil, Schreiben der Staatspolizeistelle Potsdam an den Landrat des Kreises Osthavelland vom 19. Januar 1939.

64 LArch, A Rep. 358 Nr. 1279, Eintrag Nr. 963.

65 LArch A Rep. 342-02 Nr. 27141, Blattsammlung, Bl. 4

66 BA Charlottenburg-Wilmersdorf, Bauakte Fasanenstr. 74, Bd. 2, Bl. 247–249.

67 Ebd., Bl. 247.

68 Ebd., Bl. 289.

tember – der Zweite Weltkrieg war gerade zwei Wochen alt – wurde das „Orient“ nach einer Renovierung erneut im orientalischen Stil eröffnet.⁶⁹ Das erste Kriegsjahr begrüßten die Gäste des Restaurants in der Silvesternacht so, wie sie es auch in den Friedensjahren hier hatten tun können: bei russisch-orientalischer Küche und kaukasischer Musik und Tanz.⁷⁰

3.3. Exkurs: Josef „Ontschik“ Kimelmann und der Klang des „Orient“

Die musikalische Seite des „Orient“ ist vor allem mit dem Namen „Ontschik“ verbunden, hinter dem sich der 1898 als Sohn jüdischer Eltern in Kiew geborene Josef Kimelmann verbirgt. Zum Zeitpunkt seines Engagements durch Ağazadə im Februar 1931 lag bereits ein bewegtes Musikerleben hinter ihm. Nach der Schule hatte er von 1913–1917 am Konservatorium seiner Heimatstadt Musik studiert und angeblich sogar noch vor der Revolution in der Kiewer Oper dirigiert.⁷¹ Erfolgreiche Konzertreisen als Dirigent, Geiger und Pianist hatten ihn bis in den Kaukasus geführt, wo er vermutlich erstmals intensiver mit kaukasischer Musik in Berührung kam. Nachdem er 1921 nach Berlin emigriert war, hatte er eine kleine Kapelle zusammengestellt, mit der er im wohl ersten kaukasischen Restaurant der Stadt, dem für seine wilden, ausschweifenden Tanzveranstaltungen berühmten „Allawerdi“ auftrat.⁷²



Abb. 13: Zeitungsporträt Ontschiks, vermutlich aus den frühen 30er Jahren. Quelle: Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (LABO) Berlin, BEG-Akte Reg.-Nr. 068329, Bl. E6.

69 Annonce in: Novoe Slovo, 17. September 1939.

70 Annonce in: Novoe Slovo, 31. Dezember 1939.

71 Zur Biographie Ontschiks vgl. vor allem Sophie Fetthauer, Art. „Josef Kimelmann“, in: Lexikon verfolgter Musiker und MusikerInnen der NS-Zeit, https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00001836, abgerufen am 05.07.2019; Reflexe im Rampenlicht. Joseph Ontschik, in: Berliner Nachrichten, Nr. 33, 1923; Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (LABO) Berlin, BEG-Akte Reg.-Nr. 068329, Bl. E2-E3.

72 Ebd.

Nach dessen Schließung 1924 folgten Engagements in verschiedenen Cafés und Restaurants, deutschlandweite Tourneen, Schallplattenaufnahmen und in den frühen 30er Jahren sogar regelmäßige Aufnahmen als Kapellmeister für den Tonfilm.⁷³ Im „Orient“ trat Ontschik allabendlich mit seiner Geige auf, begleitet von Karl Gruhn (geb. 1908 in Essen), einem so jungen wie begabten Pianisten, der von 1919–1923 am Essener Konservatorium Klavier und anschließend ein Jahr Musikwissenschaften in Heidelberg studiert hatte.⁷⁴ Ab Februar 1932 gesellte sich für einige Monate noch ein in der Werbung „Dscharfar“ genannter orientalischer Musiker dazu, dessen Instrument – die in Kaukasien und dem Iran verbreitete Tar – dem deutschen Publikum äußerst treffend als „orientalisches Banjo“ vorgestellt wurde (Abb. 14):



Abb. 14, aus: Tempo, 19. März 1932.

Die Berliner Presse nahm Ontschick als Mitglied der musikalischen Emigration aus Osteuropa wahr, die mit ihren russischen Kapellen, Balalaika-Bands und Zigeunerorchestern die deutsche Unterhaltungsindustrie seit Beginn der 20er Jahre aufgemischt hatten.⁷⁵ Für die *Berliner Tribüne* war er „der populärste unter den russischen Kaffeehauskapellmeistern Berlins“⁷⁶, auch die *Berliner Nachrichten* zählte ihn zu den größten osteuropäischen Unterhaltungsmusikern in Berlin und schwärmten von seinen „weichen, träumerischen, melodiosen Zigeunerweisen“⁷⁷. Eine englischsprachige Zeitung krönte ihn gar zum „King of Gipsy Violinists“⁷⁸. Tatsächlich ging Ontschiks Repertoire aber über das unter seinen osteuropäischen Musikerkollegen Übliche hinaus. In den Annoncen für das „Orient“ wurde mit orientalischer Musik und kaukasischen Tänzen geworben und der für das Lokal zuständige Kontrollbeamte der Reichsmusikkammer Woschke kam in einem Bericht von 1937 sogar zum Schluss, das gesamte Programm Ontschiks sei „rein orientalisches“ und

73 Eine kleine Auswahl von Aufnahmen, an denen Ontschik vor seinem Engagement im „Orient“ mitgewirkt hatte, lässt sich auf folgender Seite finden: https://www.russian-records.com/search.php?search_keywords=%CE%ED%F7%E8%EA&l=russian, abgerufen am 05.07.2019.

74 Zu Karl Gruhns Biographie vgl. BArch R 9361-V/93066.

75 Zur musikalischen Emigration aus Osteuropa instruktiv: Heribert Schröder, *Tanz- und Unterhaltungsmusik in Deutschland 1918–1933*, Bonn 1990, v.a. S. 80–96 u. 192–194.

76 Josef Ontschik wieder in Berlin, in: *Berliner Tribüne*, 9. Februar 1932.

77 Reflexe im Rampenlicht.

78 LABO Berlin, BEG-Akte Reg.-Nr. 068329, Bl. E6.

bestehe „aus ungefähr 70 orientalischen Liedern und Hymnen“, für die es keine Noten gebe.⁷⁹ Wir können davon ausgehen, dass Ontschik und sein Pianist Gruhn diese in ihrer Mehrzahl wohl aus Kaukasien und dem Iran stammenden Stücke nicht in authentischer Form zu Gehör brachten, sondern europäisierte Arrangements aufführten, die ihrer eigenen musikalischen Sozialisation entsprachen. Ihre Interpretationen erfreuten sich aber auch beim orientalischen Publikum großer Beliebtheit. So wissen wir zum Beispiel, dass Mitglieder der iranischen Gesandtschaft bei Ontschik populäre Lieder aus ihrer Heimat bestellten.⁸⁰

Einer Intervention der iranischen Gesandtschaft bei der Reichskulturkammer war es dann auch zu verdanken, dass Ontschik 1935 nicht wie andere jüdische Musiker in Deutschland mit einem Berufsverbot belegt wurde und mit einer Sondergenehmigung bis Ende 1936 weiterarbeiten konnte.⁸¹ Als diese auslief, gestaltete sich die Suche nach einem geeigneten Nachfolger als äußerst schwierig. Ağazadə engagierte am Ende erneut einen Geiger aus der russischen Emigration⁸², jedoch beherrschte dieser auch nach Monaten das Programm Ontschiks noch nicht vollständig. So kam es vor, dass Ontschik, der nach seinem Berufsverbot als Platzanweiser im „Orient“ verblieben war, ihm die Geige abnahm und auf Wunsch der Gäste bestimmte Stücke zum Besten gab oder auf privaten Feiern aufspielte.⁸³ Als die Reichsmusikkammer davon Kenntnis erhielt, wurde ein Verfahren gegen ihn eingeleitet, das mit einem Bußgeldbescheid über 25 RM endete. In seiner Anzeige vom 21. Oktober 1937 brachte der Kontrollbeamte Woschke unverblümt aufs Papier, was er von dem Geiger hielt: Er sei „der Typ des rücksichtslosen Ostjuden“ der sich in einem „fast ausschließlich von Ausländern besuchten und von einem Ausländer geführten Geschäft ablehnend gegen jede deutsche Staatsautorität“⁸⁴ verhalte.

Mit dem Verstummen von Ontschiks Geige hörte das „Orient“ auf, einer der aufregendsten und außergewöhnlichsten musikalischen Orte Berlins zu sein, auch wenn Ağazadə weiterhin mit kaukasischer Musik und Tänzen warb.⁸⁵ Im Januar 1939 verließ der Ausnahmemusiker Deutschland und kam nach langer, strapaziöser Reise über Schanghai nach Israel, wo er 1972 starb. Sein Pianist Gruhn war da schon nicht mehr am Leben. Er fiel im Juni 1942 in Russland.

79 LArch A Rep. 243-01 Nr. 59, Sonderbericht des Kontrolleurs Woschke vom 2. Februar 1937.

80 BArch R 9361-V/86604, Vernehmungsprotokoll vom 7. Oktober 1937.

81 LABO Berlin, BEG-Akte Reg.-Nr. 068329, Bl. E9.

82 LArch A Rep. 243-01 Nr. 59, Sonderbericht des Kontrolleurs Woschke vom 2. Februar 1937.

83 BArch R 9361-V/86604, Vernehmungsprotokoll vom 7. Oktober 1937.

84 Ebd., Anzeige des Kontrollbeamten Woschke gegen Kimelmann vom 21. Oktober 1937.

85 Vgl. z. B. Annonce in *Novoe Slovo*, 17. September 1939.

4. Nachkriegszeit. Schließung des „Orient“ und Ağazadəs Tod (1945–1953)

Ob das „Orient“ während des gesamten Krieges geöffnet blieb, ist unklar. Endgültig schloss Ağazadə das Restaurant erst zum 1. November 1949, als er bereits unter schwerem Herzasthma litt und die meiste Zeit im Bett verbringen musste.⁸⁶ Noch drei Jahre zuvor hatte er voll unternehmerischem Elan gesteckt und mit der Eröffnung des „Pavillon Orient“ in Groß Glienicke seinen alten Plan aus der Vorkriegszeit verwirklicht.⁸⁷ Laut Sterbeurkunde starb Cəmil Ağazadə am 14. Dezember 1953 vormittags um zehn in seinem Haus in Groß Glienicke an einer Lungenentzündung.⁸⁸ Sein größter Erfolg findet sich hier in seinem Namen wieder: er starb als „Djamil Agasade-Orient“. Die Beerdigung fand auf dem Türkischen Friedhof in Berlin statt.



Abbildung 15: Ağazadəs Grabstein auf dem Türkischen Friedhof Berlin. Quelle: Fotografie des Autors. Abdruck mit der freundlichen Erlaubnis des Vorstandsvorsitzenden der Şehitlik-Moschee Süleyman Küçük.

Seine Frau Elizaveta überlebte ihn um fast zwanzig Jahre. Sie schied am 8. November 1971 aus dem Leben und wurde, obwohl sie einst für ihren Mann zum Islam übergetreten war, auf dem russisch-orthodoxen Friedhof in Tegel als „Leila Agasade-Orient“ beigesetzt.⁸⁹ Ihre gemeinsame Tochter Nelly hingegen hatte schon vor Ağazadəs Tod Berlin und auch Deutschland verlassen. Sie war Ende 1949 zusammen mit ihrem Ehemann, dem Ungarn Lajos Marcsinyi, in die USA emigriert, um dort nach den Wirren von Kriegs- und Nachkriegszeit, nach Ausbombung, Umquartierung und Flucht aus der sowjetischen Besatzungszone ein neues Leben zu beginnen.⁹⁰ Die Inschrift auf dem

⁸⁶ LArch, B Rep. 025-05 Rückerstattungsakte Fuss, Bernhard, S. 22.

⁸⁷ Vgl. die Registerakte LArch, B Rep. 042 Nr. 42610.

⁸⁸ LArch, P Rep. 480 Nr. 692, Sterbeurkunde Nr. 2336.

⁸⁹ Agasade-Orient, Leila, in: Kartothek Alexandra Petrowna Rosenbaum, https://pogost-tegel.info/index_de.php?id=7, abgerufen am 05.07.2019.

⁹⁰ „Marcsinyi, Lajos“ u. „Nelly“, in: New York Passenger and Crew Lists, 1909, 1925-1957, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/1:1:24RT-KB7>, abgerufen am 28.05.2020.

Grabstein Ağazadəs (Abb. 15) spiegelt die damit einhergehende familiäre Trennung. Dort spricht nämlich nur seine Frau, wenn wir lesen: „Hier schläft mein lieber, unvergeßlicher Mann“.

Schluss

Das Rätsel um Ağazadəs Herkunft und Vorleben lässt sich auf Grundlage der in Deutschland erhaltenen Quellen nicht endgültig lösen. Emigration bedeutet nicht nur einen Bruch in der Biographie und die Möglichkeit, sich und seine Vergangenheit aus welchen Gründen auch immer neu zu erfinden. Sie geht auch mit einem – für den Historiker besonders schmerzhaften – Bruch in der Überlieferungssituation einher. Dass Ağazadəs Identität im orientalischen Berlin Anfang der 30er Jahre zum Politikum wurde, lag aber nicht nur daran, dass er bezüglich seiner Herkunft möglicherweise die Unwahrheit behauptete. Zumindest in Teilen der muslimischen und orientalischen Kolonien Berlins jener Zeit wurde ein essentialistischer Identitätsbegriff gepflegt, der Identität mit Abstammung und Herkunft gleichsetzte. Es war sicher kein Zufall, dass zur gleichen Zeit auch der Schriftsteller Essad Bey ins Fadenkreuz von Vertretern verschiedener orientalischer Kolonien geriet, die ihm ob seiner Geburt als Jude in Kiew das Recht absprachen, sich als Aserbaidzhaner zu bezeichnen, obwohl er die Jahre seiner Kindheit und Jugend in Baku verbracht hatte.

Die Geschichte von Ağazadəs Restaurants ist bemerkenswert – und das nicht nur, weil ihm mit dem „Orient“ in den 30er Jahren der gastronomische Durchbruch gelang. Sie gibt uns einen Hinweis darauf, welche Kontakte zwischen dem „Little Orient“ und anderen um den Kurfürstendamm beheimateten Milieus bestanden und ist damit Teil einer Verflechtungsgeschichte, wie sie Gerdien Jonker in jüngster Zeit stark gemacht hat.⁹¹ Hier befand sich ja auch das Zentrum der zahlenmäßig weit bedeutenderen russischen Emigration.⁹² Hier lebte das wohlhabende Berliner Bürgertum neben Künstlern und Intellektuellen, darunter viele Juden. Ağazadə schuf mit seinen Restaurants Räume, in denen wir diesen Berliner Westen gewissermaßen *en miniature* versammelt wiederfinden. Hier trafen scheinbar selbstverständlich das muslimische und orientalische mit dem jüdischen, russischen und deutschen Berlin zusammen. Und das nicht nur vor, sondern auch hinter der Theke. Die muslimische Lebenswelt im Berlin der Zwischenkriegszeit erschöpfte sich nicht zwischen Moschee und Demonstration, in religiösen und nationalen Bezügen. Zu ihr gehörten auch die Restaurants Ağazadəs, die genussvolle Orte multikultureller Begegnung waren.

91 Jonker, *The Ahmadiyya Quest for Religious Progress*; dies., „Etwas hoffen muß das Herz“. Eine Familiengeschichte von Juden, Christen und Muslimen, Göttingen 2018; dies., *On the Margins. Jews and Muslims in Interwar Berlin*, Leiden/Boston 2020.

92 Karl Schlögel verortet den Schwerpunkt der russischen Emigration in Berlin zwischen Kantstraße, Nollendorfplatz, Prager Platz und Bayrischem Platz. 1930 hielten sich noch ungefähr 100.000 russische Emigranten in Deutschland auf, der Großteil von ihnen in Berlin, vgl. Karl Schlögel, *Berlin, Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert*, Berlin 1998, S. 102 u. 108.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Archivquellen

Bundesarchiv Berlin (BArch)

R 58/3700

R 9361-V/86604

R 9361-V/93066

Bauamt Charlottenburg-Wilmersdorf

Bauakte Fasanenstr. 74, Bd. 2

Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA)

Pr. Br. Rep. 31A, Nr. 5279

Rep. 35A Staatspolizeistelle Potsdam – Aufenthaltsgenehmigungen, Buchstabe A

Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (LABO) Berlin

BEG-Akte Reg.-Nr. 068329

Landesarchiv Berlin (LArch)

A Rep. 243-01 Nr. 12

A Rep. 342-02 Nr. 6280

A Rep. 342-02, Nr. 9622

A Rep. 342-02 Nr. 27141

A Rep. 342-02 Nr. 51039

A Rep. 342-02 Nr. 67021

A Rep. 358 Nr. 1279

B Rep. 025-05 Rückerstattungsakte Fuss, Bernhard

B Rep. 042 Nr. 42610

B Rep. 207 Nr. 551

Periodika

Berliner Herold, Jg. 1925–1935.

Berliner Illustrierte Nachrichten, Jg. 1927/28.

Berliner Nachrichten, Jg. 1922/23.

Berliner Tribüne, Jg. 1929–1934.

Die islamische Gegenwart, Jg. 1927–1929.

Der Islamische Student, Jg. 1927–1929.

Novoe Slovo, Jg. 1935–1936, 1939–1944.

Rul', Jg. 1927–1931.

Russkij Berlin, 1927–1928.

Gedruckte Quellen

Agabekov, G. S., Č. K. za rabotoj, Berlin 1931.

Batalin, R. G., Petersburg am Wittenbergplatz, Detmold 1931.

Neuhaus, Stefan/Gerhard Scholz/Irene Zanol u. a. (Hrsg.), Ernst Toller. Briefe. 1915–1939, Göttingen 2018.

Said, Kurban, Das Mädchen vom Goldenen Horn, Basel 1973 [1938].

Internetquellen

„Agasade-Orient, Leila“, in: Kartothek Alexandra Petrowna Rosenbaum, https://pogost-tegel.info/index_de.php?id=7, abgerufen am 05.07.2019.

„Marcsinyi, Lajos“ u. „Nelly“, in: New York Passenger and Crew Lists, 1909, 1925–1957, <https://www.familysearch.org/ark:/61903/1:1:24RT-KB7>, abgerufen am 28.05.2020.

Schallplattenaufnahmen von Ontschik, in: Russian Revords, https://www.russian-records.com/search.php?search_keywords=%CE%ED%F7%E8%EA&l=russian, abgerufen am 05.07.2019.

Literatur

Art. „Naum Nodelmann“, in: Claudia Maurer Zenck/Peter Petersen (Hrsg.), Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Hamburg 2010, https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002103, abgerufen am 05.07.2019.

Auch, Eva-Maria, Mythos Kaukasus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 11 (2006), S. 29–38.

Bauknecht, Ernst, Muslime in Deutschland von 1920 bis 1945, Köln 2001.

Drittes Reich (Arabische Bars in Berlin während des Dritten Reiches), in: Nachlass Höpp, Signatur: 01.21.080, https://www.zmo.de/biblio/nachlass/intern/hoepf/int01_21/01_21_080.pdf, abgerufen am 24.02.2019.

Fetthauer, Sophie, Art. „Josef Kimelmann“, in: Claudia Maurer Zenck, Peter Petersen (Hrsg.), Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Hamburg 2010, https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00001836, abgerufen am: 05.07.2019.

Harris, Walter B., *From Batum to Baghdad via Tiflis, Tabriz, and Persian Kurdistan*, Edinburgh 1896.

Höpp, Gerhard, Zwischen Moschee und Demonstration. Muslime in Berlin, 1922–1930, in: *Moslemische Revue* 3 (1990), S. 135–146 und 4 (1991), S. 230–238.

ders., *Arabische und islamische Periodika in Berlin und Brandenburg. 1915 bis 1945. Geschichtlicher Abriss und Bibliographie*, Berlin 1994.

ders., Die Wünsdorfer Moschee: Eine Episode islamischen Lebens in Deutschland, 1915–1930, in: *Die Welt des Islams* 36 H. 2 (1996), S. 204–218.

Höpp, Gerhard, Mohammed Essad Bey. Orient nur für Europäer?, in: *asien afrika lateinamerika* Bd. 25 Nr. 1 (1997), S. 75–97.

Januszewski, Sebastian, *Essad Bey in Berlin (1921–1933)*, Berlin 2017.

Jonker, Gerdien, *The Ahmadiyya Quest for Religious Progress. Missionizing Europe 1900–1965*, Leiden/ Boston 2016.

dies.: „Etwas hoffen muß das Herz“. Eine Familiengeschichte von Juden, Christen und Muslimen, Göttingen 2018.

Lehmberg, Otto/Renate Toreck: *Groß Glienicke im Wandel der Zeit. Vom Rittergut und märkischen Bauerndorf zur Siedlungsgemeinde*. 4. komplett neu bearbeitete Auflage, 2007 Groß Glienicke.

Motadel, David, *Islamische Bürgerlichkeit. Das soziokulturelle Milieu der muslimischen Minderheit in Berlin 1918–1939*, in: José Brunner/Shai Lavi (Hrsg.), *Juden und Muslime in Deutschland. Recht, Religion, Identität* (=Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte Bd. 37), Göttingen 2009, S. 103–121.

Reiss, Tom, *The Orientalist. In Search of a Man Caught between the East and the West*, London 2006.

Schlögel, Karl, *Berlin, Ostbahnhof Europas. Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert*, Berlin 1998.

Schröder, Heribert, *Tanz- und Unterhaltungsmusik in Deutschland 1918–1933*, Bonn 1990.

Shaffer, Brenda, *Borders and Brethren. Iran and the Challenge of Azerbaijani Identity*, 2002 Cambridge (Massachusetts).

Sheil, Mary L., *Glimpses of Life and Manners in Persia with Notes on Russia, Koords, Toorkomans, Nestorians, Khiva and Persia*, London 1856.